

Gießener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Gießener Anzeiger (General-Anzeiger).



Weiber-Regiment.

Roman von Oskar Klausmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Werner wußte wohl, welche Gerüchte über ihn und das Duell im Umlauf waren. Er wußte, daß allgemein das Gerüchte ging, er habe sich mit dem Hauptmann Kersten geschossen, weil sie Nebenbuhler bei Frau Glover waren. Er ahnte, daß dieses Gerüchte auch zu den Ohren Doras dringen würde. Wie würde sie darüber denken?

Er konnte aber absolut nichts tun, um sie über den richtigen Sachverhalt aufzuklären. Wenn nichts weiter zwischen ihm und ihr stand, als daß sie die Chefin und er der Untergebene war, ging sie die ganze Duellgeschichte nichts an; und den Grafen Kinter konnte er nicht bitten, irgendwelche Aufklärungen zu geben, denn dann hätte er dem Freunde gestehen müssen, daß Dora ihn nicht gleichgültig sei, und ihm viel daran liege, daß sie richtige Informationen über den Vorfall erhalte. Es fiel ihm auf, daß sich Dora nicht persönlich, wenigstens durch das Telephon, nach seinem Befinden erkundigt hatte; immer nur war es Frau Schottelius gewesen. Beklagen konnte er sich aber über diese anscheinende Vernachlässigung nicht. Wenn Dora ihm gegenüber vorfichtig war, so hatte er das durch seine plumpe, taktlose Annäherung seinerzeit verschuldet.

Dora tat auch nichts, um aus ihrer Einsamkeit herauszukommen; sie vermied selbst die Ausfahrten. Bei ihrem seelischen Zustand war es ihr peinlich, überhaupt Menschen zu sehen. Sie war so aus dem Gleichgewicht gebracht, daß es ihr schien, jeder Mensch müsse von ihrem Gesicht ablesen, sie sei eine Rärin gewesen und habe einen Mann geliebt, der sie ver schmähete.

Fast drei Wochen hatte Dora sich zu Hause gehalten und nur im Park von Saarkirchen weitere Spaziergänge unternommen. Am liebsten ging sie allein. Sie fürchtete sich vor den Bemerkungen der Tante, die, ob absichtlich oder nicht, immer etwas Peinliches, Unangenehmes, Verlegendes für sie hatten und schmerzliche Empfindungen in ihr weckten. Sie ging auf ihren Spaziergängen jedesmal bis an den Grenzgraben an der Westseite des Parks. Dann blickte sie nach dem Dickewaldchen hinüber. Hinter dem Birkenwäldchen lag eine Villa, und in dieser befand sich ein Kranker. Dort war der Mann, den sie haßte. Ja, sie war überzeugt, sie haßte ihn wieder, seitdem er nicht mehr in Lebensgefahr war. Sie haßte ihn, sie suchte nach einem Ausdruck ihrer bitteren Empfindungen, und sie mußte schweigen. Es war ihr manchmal, als müsse sie erstickt. Sie suchte sich nach einer Betätigung, nach einem Ausdruck der widerwärtigen Empfindungen, die sie Tag und Nacht beherrschten.

Der Neubau der Mädchenfortbildungsschule war fast vollendet. Dora hatte zu entscheiden, wie die Einteilung der

Räumlichkeiten für die verschiedenen Schulabteilungen durchgeführt werden sollte. Der Baumeister wünschte dringend, daß Dora den Bau besuche. Das Generalbureau hatte die Gelegenheit Dora vorgetragen, und an einem Nachmittag entschloß sich Dora endlich, mit der Tante auszufahren und den Neubau zu besichtigen. Sie blieb eine Stunde auf dem Neubau und traf ihre Verfügungen. Das lenkte sie von ihren sonstigen unangenehmen Gedanken ab. Dann fuhr sie von Dorotheenhof die Chaussee hinunter nach Dasburg.

Als sie kurz vor der Villa waren, in der Spalbing wohnte, sah sie aus der entgegengesetzten Richtung ein Automobil kommen, welches zur Villa einbog und vor derselben hielt. Im Vorüberfahren sah sie deutlich, daß Frau Glover und Graf Kinter dem Automobil entstiegen und in die Villa hineingingen.

„Hast du gesehen?“ sagte die Tante, als sie weiterjahen. „Frau Glover besucht ihren Ritter! Nun, es wird Zeit, daß sie sich um ihn kümmert. Wenn ich nur klug würde aus der Rolle, die der Graf Kinter dabei spielt. Ich dachte früher immer, er würde sich selbst einmal um Frau Glover bewerben.“

Dora antwortete nicht, und das reizte die Tante zu neuen Bemerkungen und spornte sie an, etwas boshafter zu werden. Die gefährliche Episode mit Spalbing war überstanden; aber die intrigante Frau wollte doch ihr Mäuschen an Dora etwas kühlen. Deshalb fing sie ganz harmlos wieder an:

„Nun wird wohl die Privat nicht mehr lange auf sich warten lassen. Die Hochzeit wird wahrscheinlich in großartigem Stile gehalten werden, und auch wir beide werden nicht umhin können an derselben teilzunehmen. Ich glaube ja nicht, daß der Bergrat in deinem Dienste bleiben wird. Frau Glover wird keinen Angestellten von dir heiraten wollen. Aber er war doch bei dir im Dienste, und du mußt auf der Hochzeit erscheinen. Vielleicht aber macht er sich gar nichts daraus und bleibt doch dein Generaldirektor. Dann mußt du erst recht an der Festlichkeit teilnehmen. Ausschließen kannst du dich nicht; die Leute würden sonst glauben, du wärst eifersüchtig. Mir ist der Gedanke jetzt schon peinlich, daß wir auf der Hochzeit des Bergrats die lebenswürdigen Gäste darstellen müssen. Es ist immer sehr dumm, wenn eine unverheiratete Chefin da ist, und ein Angestellter heiratet eine andere. Die Leute geht das ja nichts an; aber sie reden doch darüber, und unwillkürlich fragen sie sich: Warum hat er denn seine Chefin dem vielen Weibe nicht genommen? „Nun ja,“ sagen dann die Leute, „wo die Liebe hinfällt; die andere gefiel ihm eben besser.“ Aber es gibt auch bössartige Leute, die sagen: „Die hat er nicht genommen trotz ihres vielen Geldes, die nimmt so leicht keiner.“ So werden die Leute reden.“

„Das glaube ich nicht,“ sagte Dora plötzlich sehr scharf. „So boshaft wie du sind die Leute nicht.“

„Mein Gott, ich und boshaft!“ erwiderte mit einem Augenaufschlag, der ihre Kränkung andeuten sollte, Frau

Schottelius. „Ich und boshaft! Ich sage nur das, was die Leute reden werden, und man kann doch den Leuten den Mund nicht verbieten!“

In Dasburg hatten die Damen einige Besorgungen. Dann fuhren sie wieder nach Saarkirchen zurück. Nach dem Mittagessen zog sich Dora in ihr Zimmer zurück und ging hier erregt auf und ab.

So boshaft die Tante war, so hatte sie doch recht. Frau Glover besuchte den Bergrat zwar in Begleitung des Grafen Kinter; aber dieser Besuch galt doch gewissermaßen als Zugeständnis, daß sie sich als Braut des Bergrats betrachtete. Die Verlobung und die Hochzeit ließen wohl nicht mehr lange auf sich warten, und Dora würde auf dieser Hochzeit erscheinen, sie würde auf ihr tanzen müssen!

Dora lachte so grell, so schneidend auf, daß sie vor dem Tone ihrer eigenen Stimme erschrak. Sie haßte Spalbing, aber sie haßte noch mehr Frau Glover. Die Frau haßte niemals so sehr den Mann, der ihr untreu wird, als die andere Frau, um derentwillen er die Untreue beging.

Mit geballten Fäusten, die Unterlippe zwischen den Zähnen, lief Dora in ihrem Zimmer auf und ab.

Die boshafte Tante hatte ja doch recht. Die Leute waren böse, sehr böse, sehr schlimm in ihren Nachreden, und sie würden sagen:

„Welch ein Scheusal muß diese Dora Buchwald sein, daß trotz des vielen Geldes der Bergrat Spalbing sie nicht nahm, sondern sein Herz an eine andere hing!“

Man würde sie verspotten, verlachen, und den Triumph hatte Frau Glover.

Dann saß Dora wieder in einem Fauteuil und weinte Tränen des ohnmächtigen Jornes.

Sie sah noch immer ganz verstört aus, als sie nachmittags ihr Zimmer im Generalbureau betrat. Sie fand auf ihrem Ploy einen mit Bleistift geschriebenen Zettel des alten Geheimrats, welcher lautete:

„Mein Sohn ist zur Bestimmung gekommen, die Ärzte hoffen das Beste, sie meinen, die Krisis sei überwunden. Den Typhus hatte er nicht. Es ist also keine ansteckende Krankheit vorhanden, und ich komme morgen wieder zu Dir. Ich hoffe zu Gott, daß Lothar jetzt am Leben erhalten bleibt und seine Genesung rasche Fortschritte machen wird.“

Dora nahm den Kalender zur Hand und rechnete nach. Ende März war Bergrat Spalbing in ihren Dienst getreten, und jetzt befand man sich im Anfang des Novembers. Es waren acht Monate verflossen, seitdem er seine Stellung inne hatte, und im nächsten Monat mußte es sich entscheiden, ob er blieb, oder ob er ging; entscheiden, ob Dora ihn weiter im Dienst behalten wollte oder nicht.

Sie klingelte und ließ durch den eintretenden Bureau-diener den juristischen Beirat zu sich bitten.

„Sehen Sie doch einmal den Vertrag mit dem Bergrat Spalbing nach,“ sagte sie.

„Ich habe die Bestimmungen im Kopf,“ meinte der juristische Beirat, ein alter, weißköpfiger Mann. „Bis zum letzten Dezember haben beide Parteien das Recht, zu sagen, daß sie den Vertrag nur bis zum ersten April fortsetzen, oder zu erklären, daß sie bereit sind, einen neuen Vertrag zu schließen. Soll ich den Vertrag für die Anstellung des Bergrats als Generaldirektor entwerfen?“

„Nein!“ antwortete Dora scharf. „Kann nicht auch schon früher erklärt werden, daß wir auf das Fortbestehen des Vertrages verzichten?“

„Selbstverständlich. Früher kann immer diese Erklärung abgegeben werden, nur nicht später, nur nicht nach dem 31. Dezember.“

„Bitte, lassen Sie sofort dem Bergrat schreiben, daß ich auf seine ferneren Dienste nach Ablauf des ersten Jahres verzichte.“

„Also die Kündigung?“ fragte er überrascht.

„Zunächst, die Kündigung.“

„Soll der Brief von Herrn Geheimrat Kersten unterschrieben werden?“

„Nein, ich will ihn selbst unterschreiben.“

„Es soll geschehen,“ sagte der juristische Sachverständige.

Das war der Ausweg, den Dora gefunden hatte. Sie sagte sich von Werner los, sie entließ ihn, und Frau Glover hatte das Vergnügen, einen entlassenen Beamten Doras zu heiraten. Nun konnte sich niemand mehr wundern, daß Werner nicht seine Chefin, sondern Frau Glover heiratete. Sie, die Chefin, wollte ihn nicht haben, sie verzichtete auf

ihn. Er verschmähte nicht sie, sondern sie verschmähte ihn. Diese Kündigung war auch die Antwort auf seine plumpe, zubringliche Bemerkung, die Werner damals gemacht hatte, als das kleine Marielchen Dora für seine Frau hielt. Das war die einzig richtige Antwort, die sie ihm längst hätte geben sollen; und damit war für sie die ganze Episode erledigt. Dora war geradezu entzückt von der großartigen Lösung, die sie gefunden hatte.

Es dauerte keine halbe Stunde und der Bureauvorsteher kam mit dem Kündigungsbrief für Spalbing. Dora ergriff die Feder, um zu unterschreiben, und in diesem Augenblick war es ihr, als höre sie den Geheimrat Kersten wieder sagen: „Ich muß dich, liebe Dora, darauf aufmerksam machen, daß man geschäftliche Dinge nicht nach Gefühlsauswallungen, sondern lediglich nach ruhiger, klarer Ueberlegung entscheidet.“ Sie stupte und tat, als lese sie den Brief noch einmal recht sorgfältig durch; dann unterschrieb sie mit fester Hand ihren Namen. Sie handelte nicht nach Gefühlsauswallungen, sie handelte nach klarer, langer, ruhiger Ueberlegung. Sie konnte gar nicht anders handeln, selbst wenn sie gewollt hätte.

Der Bureauvorsteher trocknete die nassen Schriftzüge von Doras Namenszug mit dem Lösser und sagte dann:

„Der Herr Bergrat hat soeben dem Generalbureau mitgeteilt, daß er in drei Tagen, am nächsten Montag, wieder in den Dienst tritt. Soll ihm dieses Kündigungs schreiben sofort zurückgeschickt werden oder erst am Montag?“

„Sofort,“ erklärte Dora.

Der Bureauvorsteher ging nach einer Verbeugung davon. Endlich, endlich hatte Dora allem, was in ihr tobte, Luft gemacht. Endlich hatte sie das Schweigen brechen dürfen, durch das sie gewissermaßen ins Unrecht gesetzt wurde, durch das sie einer willenlosen Märtyrerin gleich, die alles Leid, alle Beschimpfungen wehrlos über sich ergehen lassen mußte. Sie wußte, daß der Geheimrat über diese Kündigung außer sich geraten würde; aber es war ihr gleichgültig, was geschah. Und konnte sie nicht machen, was sie wollte, war sie nicht die Herrin, war sie nicht die Chefin auch des Bergrats Spalbing? Hatte sie nicht das Recht, ihm jederzeit die Stellung zu kündigen? —

Der Besuch, den Frau Glover mit dem Grafen Kinter bei Werner machte, war schon längere Zeit geplant, aber Graf Kinter hatte ihn immer noch aufgeschoben, weil er die unvermeidliche Erregung fürchtete, die für Werner mit dem Besuche verbunden war.

Frau Glover sah recht mitgenommen aus; ihr Gesicht war blaß, man sah es, sie hatte eine Zeit schwerer Sorgen hinter sich. Sie weinte und war keines Wortes mächtig, als sie in das Zimmer Werners trat und diesem die Hand reichte.

Werner saß mit einer leichten schwarzen Binde um den Kopf an seinem Schreibtisch und küßte Frau Glover die Hand.

„Nehmen Sie Platz,“ bat er, „und gleichzeitig herzlichen Dank für Ihren freundlichen Besuch.“

Barbara konnte sich immer noch nicht beruhigen. Erst nachdem sie sich ordentlich ausgeweint, brachte sie die Worte hervor:

„Ich bin an allem schuld! Ich habe recht töricht gehandelt, aber ich wußte weder aus noch ein. Ich hätte den unglücklichen Lothar Kersten nicht ohne Hoffnung lassen sollen; ich hätte auf seinen Brief antworten, ich hätte ihn empfangen müssen, als er zu mir kam. Dann hätte ich ihn nicht zu dem unsinnigen Schritte gezwungen. Aber er kann ja nichts dafür, er hat im Fieber gehandelt. Trotzdem bin ich nicht frei von Schuld, und fast hätte ich Ihr Leben auf dem Gewissen gehabt.“

„Ich bitte Sie dringend, sich zu beruhigen,“ entgegnete Werner. „Weder Sie, noch der unglückliche Hauptmann tragen irgendwelche Schuld. Sie wußten nicht, was bevorstand, und der Hauptmann handelte im Fieberzustand. Mir ist gesagt worden, daß er unmittelbar, nachdem das Duell vorüber war, ohnmächtig geworden ist und in Delirien verfiel. Also keine Aufregung, gnädige Frau! Die Sache ist ja glimpflich genug abgelaufen. Diese Schramme verweicht bald wieder bei mir, und ein Wberlaß schadet hin und wieder nichts.“

„Sie sprechen in so liebenswürdigem Tone von Ihrem Gegner,“ bemerkte Frau Glover, „daß ich den Mut finde, Ihnen noch eine Bitte vorzutragen: Können Sie Ihrem Gegner verzeihen?“

„Aber selbstverständlich! Wie werde ich einem Menschen nicht verzeihen, der in krankhaftem Zustand gehandelt hat. Ich höre, daß es dem unglücklichen Hauptmann besser geht, und daß Hoffnung auf seine Genesung besteht. Am Montag werde ich zum ersten Male ausgehen und meinen Dienst wieder antreten. In der Mittagsstunde werde ich nach Dasburg hinüberfahren, den Hauptmann im Sanatorium aufsuchen und ihm die Hand bieten.“

„Sie sind ein guter, edler Mensch,“ rief Frau Glover und fing wieder an zu weinen.

Graf Winter wollte die rührende Szene möglichst abkürzen, schon um des Patienten willen, und sagte:

„Gnädige Frau, wir müssen nach dem Sanatorium.“ Dann wendete er sich zu Werner und berichtete ihm erklärend:

„Wir haben dem alten Geheimrat auf sein dringendes Bitten versprochen, heute den ersten Besuch bei dem Kranken zu machen.“

(Fortsetzung folgt.)

Blumen und Insekten.

Wie im Tierreich, so ist auch im Pflanzenreich die geschlechtliche Fortbildung die Regel. Bei den Phanerogamen finden sich beiderlei Sexualorgane dicht beieinander, Staubgefäße u. Stempel meist in derselbe Blüte, so daß die Selbstbefruchtung möglich ist. Die Regel bei der Befruchtung ist jedoch die Fremdbefruchtung oder die Kreuzung, und die durch letztere entstandenen Nachkommen sind, wie Darwin gezeigt hat, im Wettbewerben den andern überlegen, weil die durch Selbstbefruchtung entstandenen Individuen schwächer sind und wenig widerstandsfähig sind und deshalb bald zu Grunde gehen, wenn überhaupt der Samen keimfähig ist. Die meisten Pflanzen haben sich der Kreuzbefruchtung angepaßt, und ein Hauptmittel zur Verhinderung der Selbstbestäubung ist bei den Zwitterblütlern die Reifeentwicklung der Staubgefäße und Stempel zu verschiedenen Zeiten, so daß die Staubgefäße entwicelt sind, bevor die Narbe des Griffels empfängnisfähig ist und umgekehrt. Bei vielen Pflanzen wird die Kreuzbefruchtung durch den Wind oder durch Insekten bewirkt. — Die Windblütlern, zu denen fast alle Röhrenträger, die Gräser- und Getreidearten gehören, bedürfen der Anlockungsmittel für die Insekten nicht, sie besitzen weder Honig noch Duft, noch auffallende Farbenpracht, erzeugen aber eine große Menge von Blütenstaub, der vermöge seiner Leichtigkeit und Trockenheit bequem in der Luft umherfliegt; außerdem haben sie lange, bewegliche Staubfäden, auch ist bei vielen die Narbe des Stempels mit langen Fanghaaren besetzt, die den Blütenstaub leicht auffangen.

Die Insektenblütlern, deren Blüten als Blumen im engeren Sinne bezeichnet werden, sind durch mannigfache Ausgestaltungen der Blütenblattkreise, durch Farbenpracht, Geruch, Saftmale, Honig, warzige Pollenkörner usw. ausgezeichnet. Zwischen den Blumen und den Insekten haben die mannigfaltigsten Anpassungen stattgefunden. Wie die Blumen sich vielfach den sie besuchenden Insekten angepaßt haben, so haben umgekehrt auch bei den Insekten Anpassungen vielfacher Art an die Blumen stattgefunden. Die höchste Stufe nehmen dabei die Schmetterlinge ein, die durch ihren Rüssel befähigt sind, den Honig aus den längsten und engsten Blumentröhen zu holen und bei ihrer raschen Bewegung in kurzer Zeit zahlreiche Befruchtungen zu bewirken. Von größter Wichtigkeit für die Befruchtung unserer einheimischen Blumen sind die Bienen, die als Bauch-, Schenkel- und Schienensammler für die Bestäubung von unschätzbarem Nutzen sind. Am wenigsten beteiligt bei der Befruchtung der Blumen sind die Käfer, obwohl einzelne Pflanzen, wie z. B. die Magnolie, sich der Befruchtung durch sie durchaus angepaßt haben. Auch bei den Fliegen, die den Honig der Blumen suchen, finden wir viele Anpassungen in der Bildung des Saugapparates. Einrichtungen der Blumen zur Anlockung der Insekten sind vor allem Größe, Gestalt, Farbe und Geruch der Blüte, die Vergung von Genussmitteln, wie Honig und Blütenstaub, die Darbietung von Obdach, Brutstätten und Material zum Nestbau, aber auch Einrichtungen, welche die Aufnahme von Blütenstaub und die Uebertragung desselben auf die Narbe erleichtern, wie Saftmale, Haarleisten, passende Beschaffenheit des Blütenstaubes und der Narbe. Die Blumen mit völlig offenem Honig sind den verschiedensten Insekten zugänglich. Blumen, bei denen der Honig nur bei Sonnenschein sichtbar wird, werden weniger von Insekten besucht. Blumen mit völliger Honigbergung haben buntere Farben und treten häufig auch zu geschlossenen Gesellschaften zusammen, wodurch sie auffallen und die Insekten anlocken. Rote und blaue Blumen werden gern von den Faltern, selten von Käfern und wespenartigen Insekten besucht; am unabhängigen von der Farbe der Blumen sind die Hummeln, die sich mehr durch die Nasenbeute als durch den äußeren Schein zum Besuche der Blumen bestimmen lassen. Bei den Bienen-, Hummel- u. Wespenblumen sind kurzrüsselige Gäste ausgeschloffen, bei den Falterblumen, die sich durch einen starken Wohlgeruch auszeichnen, ist der Honig tief in Röhren oder in einem Sporn gebor-

gen, wo er nur durch den langen, hohlen Schmetterlingsrüssel erreicht werden kann. Die Tagfalterblumen sind meist rot und blau, die Nachtfalterblumen weiß und gelb mit intensivem Wohlgeruch zur Flugzeit der Nachtschmetterlinge. Andere Blumen, die durch Rot- und Nasfliegen bestäubt werden, haben einen widerlich süßen, urinartigen Geruch und fleischrote, gelbliche oder braunrote Farbe. Hierher gehört neben dem Pfeifenstrauch die Osterluzei, bei deren Befruchtung die Biene oder Mücke durch die kleine Blütenröhre in die kesselartige Erweiterung der Blüte gelangt und die Narbe bestäubt, dann aber den Ausgang durch Saare verperrt findet, so daß sie nun gefangen sitzt, bis nach dem Absterben der Narbe der Ausgang wieder frei wird. Häufig findet man viel tote Fliegen in dem Kerker, den sie mit großer Lebenslust betreten haben. — Im nachstehenden geben wir noch einige Beispiele bekannter Pflanzenfamilien, ohne indes damit etwas Neues zu bringen, was nicht schon längst bekannt wäre.

Bei den Schmetterlingsblütlern, die weithin sichtbare und duftende Blumen haben, dient die Fahne als Aushängeschild, das den Insekten die Blüte als Fundgrube von Honig und Blütenstaub anzeigt. Bei vielen schließen die Flügel und das Schiffchen mit den Sexualorganen so fest aneinander, daß die Bienen nur mit Aufwand aller Kraft den Zugang zum Honig erzwingen; daher kommt oft Einbruchdiebstahl, besonders durch Hummeln vor, indem diese den Kelch anbohren und den Honig aussaugen, ohne dabei die Befruchtung zu bewirken. Bei einigen Arten der Papilionaceen ist die Blütenröhre so lang, daß nur langrüsselige Insekten Zutritt finden. Als man den Klee nach Neuseeland verpflanzt hatte, konnte man dort lange Zeit keinen Klee samen erzielen, weil es an Hummeln zur Befruchtung fehlte; erst als man aus England die Hummeln eingeführt hatte, gelang es, Klee samen zu erzielen.

Innerhalb der Familie der Ranunculaceen haben in der Form und Farbe der Blumen- und Kelchblätter, sowie in der Gestalt der Staubgefäße die verschiedensten Anpassungen stattgefunden, so daß einige Arten zu den Windblütlern zählen, während andere als Honigblumen von einer großen Zahl von Insekten besucht werden. Bei den Veilchenarten, bei denen der frühen Zeit der Blüte halber, der Insektenbesuch unsicher ist, findet eine Selbstbefruchtung statt, die später blühenden werden fleißig von Hummeln, Stockbienen, auch von Schmetterlingen, besonders vom Zitronenfalter besucht.

Während bei den Umbelliferen und Kreuziferen durch die Vereinigung vieler Blüten zu einer Blütengenossenschaft die Insekten angelockt werden, finden wir bei vielen Kompositen geschlechtslose Randblüten mit leuchtender Farbe als Lockblüten. Bei der Kornblume, bei der die fünf Staubblätter jeder Scheibenblüte oben zu einer Röhre vereinigt sind, die aus der Scheibenblüte hervorsticht, fällt der Blütenstaub auf den zweiarbigen Griffel, ehe die Narbe reif ist, und dann wird er von den besuchenden Insekten zu anderen Blumen getragen, wo ihn die reifen Narben aufnehmen.

Die zahlreiche Familie der Orchideen, die an Farbenpracht, Wohlgeruch, Größe und Form der Blüte sehr verschieden sind, hat Darwin zum Gegenstand eingehender Untersuchungen gemacht. Stempel und Staubbeutel sind zu der Griffelsäule verwachsen, und die Pollenkörner werden von einem klebrigen Saft zusammengehalten, so daß ohne Insekten keine Bestäubung stattfinden kann. Die Blüten, die zu einer Achse zusammengedrängt sind, erregen durch ihre Farbenpracht die Aufmerksamkeit der Insekten, die auf der Honiglippe mit dem Saftmal einen Ausflugsort finden; beim Eindringen des Rüssels in den Sporn haften die Pollenkörner am Kopfe des Insektes, das sie dann auf die klebrige Narbe anderer Blüten überträgt.

So zeigen uns diese Darstellungen, wie außerordentlich mannigfaltig die Anpassungen der Pflanzen an die Tierwelt des Insektenreiches sind, wie Pflanzen und Tiere sich gegenseitig in die Hände arbeiten und wie die Blumen so recht das Produkt sind der Wechselbeziehungen zwischen Blüte und Insekt.

Der 128jährige Indianerhäuptling.

Zusammengekrümmt und zitternd, aber noch immer mit zwei kleinen scharfen Augen aus dem von unzähligen Runzeln überläteten pergamentfarbenen Gesicht blickend, gekleidet in seine malerische Tracht, den Schmutz des Häuptlings, den mächtigen Federbusch, auf dem Haupte, so ist er nach Minneapolis gekommen, Wa-be-ne-gew-wes, der 128jährige Häuptling der Chippewa-India er, der heute auf den bürgerlichen Namen John Smith hört. Als er geboren wurde, da deckte noch jungfräulicher Urwald die herrlichen Jagdgründe der roten Männer, da herrschte noch das Helbenzeitalter der großen Häuptlinge, da waren die Söhne Manitou und die Herren der Erde. Heute ist alles ganz anders, und der uralte Weiss, der mehr als 100 Jahre der Führer eines einst mächtigen Stammes gewesen, hat sich entschlossen, vor seinem Tode noch die große Stadt zu besuchen, die heute da steht, wo er einst auf seinem feurigen Renner durch die Wildnis sprenkte.

John Smith ist jetzt nach seiner Rechnung 128 Jahre; daß er nicht viel jünger sein kann, geht aus den offiziellen Regierungsaufzeichnungen hervor, in denen Wa-be-ne-gew-wes als Knabe und Sohn des Häuptlings der Chippewas zum ersten Male vor 118 Jahren aufgeführt wird. Jedenfalls ist er der letzte der großen

Indianerhäuptlinge, die einst den Schrecken der Weißen bildeten und deren Ruhm in den Lieblingsgeschichten unserer Jugend fortlebte. Wenn auch vom Alter gebeugt, kann er doch noch ganz gut gehen, und seine Sinne, sein Auge, sein Ohr sind scharf geblieben wie einst, da er auf dem Kriegspfad auszog. Deshalb stört ihn der Lärm der Großstadt empfindlich; er sehnte sich so gleich zurück nach der Stille seiner Wälder und murmelte ärgertlich: „In viel Wagen hier, zu viel Wagen.“ Die amerikanischen Journalisten, die es sich nicht entgehen ließen, den seltenen und einzigartigen Gast zu interviewen, mußten sich durch seinen Begleiter mit ihm verständigen, durch „Kleine Wolke“, einen jungen Mann seines Stammes, der mit seiner Frau und einem 6 Monate alten Baby den großen Häuptling begleitete und als amerikanischer Bürger Charlie Brinell heißt. Der Alte, der nur wenige englische Worte spricht, erzählte im Chippewa-Dialekt von den Heldentaten seiner Vergangenheit, von der Trauer der Gegenwart. Da stand er, wie das lebendige Symbol dieses untergehenden Volkes, verwitwet, ausgehöhrt und gebrochen, fast erdrückt von dem materialistischen Schmutz, den er einst so stolz getragen, aber immer noch voller Würde und edlem Instand in Weiberde und Pede, voll melancholischem Pathos in seinen Worten. „Mein Volk ist dahingegangen,“ so sprach der 128jährige Häuptling, „bald werde auch ich dahingehen. Mein Volk stirbt aus; meine Jugend ist dahin. Nun bin ich nach Minneapolis gekommen, um es zu sehen, bevor ich sterbe.“ Und er berichtete davon, wie er vor 70 Jahren in der großen Schlacht zwischen den Sioux und den Chippewas am Roten See den Tomahawk geschwungen, wie er vor 80 Jahren sein Volk anführte zum heiligen Kampf um die Jagdgründe. In einem Duzend blutiger Schlachten eroberte er die Stalpe vieler Feinde und der Sieg leuchtete von den Waffen der Chippewas, aber Hunger und Krankheit lichteteten ihre Reihen, und sie mußten aus ihren heimischen Jagdgründen sich zurückziehen in eine andere Gegend. Damals schlugen sie ihr Lager auf, wo heute die Stadt St. Cloud steht. In dem großen Indianeraufstand von 1862, dem wichtigsten jener Kämpfe, die sich damals in Minnesota abspielten, stand er bereits als Selten der Weißen, denn er hatte erkannt, daß man gegen die Weichgichter nichts machen könne. Damals brachte er nach dem turchtbaren Gemetzel von Neu-Ulm in einem gefährlichen und wagemutigen Ritt die Warnung vor der drohenden Gefahr zu den weißen Ansiedlern. Während die anderen, die ausgeritten waren, die weißen Freunde zu warnen, von den Pfeilen der Sioux durchbohrt wurden, brach Wa-be-ne-gew-wes durch und bewahrte die Ansiedler vor dem Schlimmsten. Diese Tat ist der geschichtlich denkwürdigste Augenblick in diesem 128jährigen Leben, das sich nun trotz aller Mühseligkeit des Häuptlings dem Ende zuneigt.

Vermischtes.

* Die Jahresringe der Deringe. Jüngst wurde die außerordentliche Verringerung der Deringe an den französischen Küsten gemeldet und damit wieder ein markantes Beispiel erbracht für die großen Schwankungen, denen der Ertrag des Deringstanges unterworfen ist. Um die Ursachen dieser Schwankungen zu ergründen, ist es notwendig, das Alter der Fische und das Auftreten der verschiedenen Jahresklassen in den einzelnen Fischbeständen festzustellen. Dafür hat nun, wie in einem Aufsatz der Umschau ausgeführt wird, der norwegische Meeresforscher Johan Svort als das geeignetste Mittel die Beobachtung der Fischschuppen erwiesen. Da die Schuppen in jedem Jahre um einen gewissen Betrag an Größe zunehmen und das Wachstum nicht gleichförmig erfolgt, so lassen sich die einzelnen Wachstumszonen wie am Holz der Bäume durch Auftreten ringförmiger Bildungen feststellen. Durch genaue Beobachtungen über das Wachstum der Deringe in den einzelnen Monaten hat nun Einar Lea festgestellt, daß die Deringe nur vom April bis zum September wachsen und zwar am stärksten vom Mai bis zum Juli, vom Oktober bis zum März wachsen sie nicht. Auf diese Weise entstehen in den Schuppen dunkle Ringe oder Halbringe, die anzeigen, wenn die Schuppen nicht gewachsen sind und daher „Winterringe“ heißen. Aus den Deringeschuppen kann man übrigens nicht nur das Alter des Fisches, sondern auch seine Größe in den einzelnen Jahren des Lebens auf Grund der verschiedenen Lagerungen der Ringe bestimmen.

— Der falsche Regenbogen. Es scheint, daß bei sehr vielen Malern, denen die Welt Werke von hohem koloristischem Reize verdankt, das Erinnerungsvermögen für Farben weniger entwickelt ist als das für Formen. Das zeigt sich sehr auffallend in der geradezu erstaunlich falschen Wiedergabe der Farben des Regenbogens, ja in einem interessanten Aufsatz der Revue de Métophysique et de Morale weiß G. Le-Chalas nach, daß nicht nur häufig, sondern fast immer auf Gemälden, in denen ein Regenbogen auftaucht, die Farbengebung dieser Himmelserscheinung im Widerspruch mit dem Vorbild der Natur falsch wiedergegeben wird. Man wolle z. B., daß im Falle eines doppelten Regenbogens die Reihenfolge der Farben sich umkehrt: das Rot liegt am äußeren Rande des kleinen Bogens und am inneren Rande des großen. Le-Chalas hat eine ganze Reihe von Landschaftsbildern, in denen doppelte Regenbogen erscheinen, nachgeprüft, und nur ein einziges Mal ist die Farbenskala richtig dargestellt gewesen. Wie die Maler

den doppelten Regenbogen falsch kolorieren, so halten sie es auch mit dem einfachen, sie kennen ihn nicht genauer. Fast immer wird das Rot in die innere Seite des Bogens verlegt; das beobachtet man nicht nur bei Künstlern beiderlei Genres, sondern selbst bei Meistern wie Millet (auf seinem „Frühling“ in Vouvre), bei Coitet, bei Beaudoin u. a. Wie erklärt sich nun diese auffällige Neigung der Maler, die natürliche Farbenskala ihres Vorbildes bei der malerischen Wiedergabe auf den Kopf zu stellen? Vielleicht liegt es daran, daß das Rot im Regenbogen schneller und unvermittelter abschließt als das Violet, das sich in unzähligen feinen Farbenabstufungen vermindert und damit jede starke Kontur verweicht. Der Regenbogen läßt uns an eine Wölbung denken, und es ist vielleicht dem Auge eine größere Befriedigung, einen auch in der Linie starken und festen Bogen eine flottenartige verdämmende Farbensicht zu tragen. Infolgedessen neigen die Maler instinktiv dazu, das Rot als die stärkste und am schärfsten begrenzte Farbe an den inneren Rand des Regenbogens zu verlegen. Allein die malerische Unzuverlässigkeit in der künstlerischen Gestaltung des Regenbogens beschränkt sich nicht auf die Unrichtigkeit der Farbgebung. Betrachtet man die Landschaft von einem bestimmten Punkte, also vom Standort des Malers aus, so läßt sich die notwendige Form des Regenbogens und seine Größe absolut genau bestimmen. Hier zeigt sich am deutlichsten, daß fast alle Maler den Regenbogen nicht nach der Natur darstellen, sondern als ein malerisches Requisit künstlich in das Bild einfügen. Nur den Bildern wird der Regenbogen entweder zu klein oder viel zu groß dargestellt, taucht an Stellen auf, an denen er, vom Standort des Malers gesehen, in der Natur nicht erscheinen würde. Kurz, an dem Regenbogen ist die geschärfte Naturbetrachtung unserer Maler anscheinend freis vorübergegangen.

— Ein Selbstmord. Ein Herr war zu Besuch bei einer Dame, und die Unterhaltung nahm nur mühsam ihren Fortgang. Als wieder eine ängstliche Pause entstanden war, irrte das Auge des Herrn hinführend im Zimmer umher und blieb auf einem Bilde haften, das an der Wand hing. Es war ein Porträt. Eine Dame war dargestellt mit einem süßlichen schmachtenden Ausbruch mit Farben, die einen Futuristen neidisch machen konnten. Aber nach längerem Betrachten erfuhr der Herr doch, daß da die Dame des Hauses dargestellt sein sollte. Hier bot sich ihm die schönste Gelegenheit zu einem Kompliment. Er wies auf das Bild und sagte: „Wer hat nur da den Mut gehabt, Sie in solcher Weise hinzumorden?“ Die Dame warf einen Blick auf das Bild, dann sah sie den Herrn an, ein liebenswürdiges Lächeln glitt über ihre Lippen, und sie erwiderte: „Es handelt sich nicht um einen Mord, lieber Herr, es ist ein . . . Selbstmord!“

* Gemütlich. Student: „Gestern ist mein Onkel gestorben . . .“ Sein Kamerad: „Tut mir leid! . . . Na . . . Friede seiner Tasche!“

* Besiegte Sieger. Brown: „Schau doch, da ist das Mädchen, um das Jones und Smith sich so geprügelt haben.“ „Ach! Und wer war der Glücklichere?“ „Jones — sie hat Smith geheiratet.“

Büchertisch.

— Griechen's Reiseleiter: Band 31, „Frankfurt a. M. und Umgebung“, 29. Auflage. Mit 3 Karten und Grundrissen. (M. 0.60.) Verlag Albert Goldschmidt, Berlin W. 35. Dieser Spezialführer, der bisher in der Griechenschen Reiseleiter-Sammlung als Sonderabdruck aus dem Reiseleiter vorlag, ist nunmehr als selbständiges Bändchen von Rektor Schmitt-Frankfurt a. M. in bedeutend erweiterter Fassung neu bearbeitet worden. Im ersten Teil des handlichen Bändchens findet man ausführliche Angaben über Wohnungs- und Verkehrsverhältnisse, über Vergnügungen und Sport sowie eine Reihe wissenschaftlicher Adressen. Besonders erwünscht werden dem Reisenden die ausführlichen Tarife und die Preistafeln der verschiedenen Bahnen sein, ebenso die sehr übersichtliche Stundentafel für den freien Eintritt zu den Sehenswürdigkeiten. Weiterhin enthält der Führer in der Form von 3 Spaziergängen durch die Stadt eine eingehende Beschreibung der wichtigsten Gebäude und Sammlungen. Es folgt sodann ein ausführliches Kapitel über Ausflüge in die Umgebung, wodurch der Führer auch für den Einheimischen wertvoll ist. Erwähnt seien schließlich noch die vorzüglichen Karten und Grundrisse, die in ihrem klaren, deutlichen Druck die Brauchbarkeit des kleinen Buches wesentlich erhöhen.

Verstedrätsel.

Man suche ein Sprichwort, dessen einzelne Silben in folgenden Wörtern versteckt sind, wie die Silbe „an“ in „Wanderer“.
 Rheinland — Sauerreisig — Wigerkloß — Schwalbennest — Augustus — Nibelungenlied — Zigarettenliste — Unbesonnenheit — Serbien — Dalkrogen — Zweibrücken — Fremderherrschöt — Redekretsch.
 Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Charade in voriger Nummer:
 Buschwindröschen.